

Daniela Krien

Mein drittes Leben

ROMAN

Diogenes

Copyright © 2024 Daniela Krien
Covermotiv: Gemälde von Sarah Morrisette, »Hochspringerin«, 2023
Acryl auf Papier, 36 × 24 cm
© Sarah Morrisette

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2024
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
800/24/44/1
ISBN 978 3 257 07305 8

Wir wissen, dass alles, was kommt, auch wieder geht,
warum tut es dann immer wieder und immer mehr weh.

Gerhard Gundermann

TEIL I

Heute Morgen kam ein Bussard vom Himmel geschossen und stürzte sich auf eine meiner jungen Hennen. Sie hatte sich aus dem Schutz der Obstbäume herausgewagt und abseits von den anderen gepickt. Ich war gerade dabei, eine Schubkarre voller Laub, Dreck und dürrer Äste am Hühnergarten vorbei Richtung Komposthaufen zu schieben, als ich den Raubvogel aus den Augenwinkeln herankommen sah. Ich ließ die Schubkarre los, riss die Pforte zum Hühnergarten auf und rannte. Meine Hände steckten in Arbeitshandschuhen, und so griff ich, ohne nachzudenken, nach ihm. Mit seinem kurzen, gebogenen Schnabel hackte er nach mir, stieß schrille Töne aus, schlug wild mit den Flügeln, ohne seine Beute loszulassen. Es war eine Kraft in dem Tier, mit der ich nicht gerechnet hatte, und ich drehte den Kopf zur Seite, um mich vor seinen Hieben zu schützen. Als ich ihn richtig zu fassen kriegte, schleuderte ich ihn mit ganzer Kraft in die Luft zurück.

»Hau ab!«, schrie ich mit fremder Stimme.

Für einen Moment sah es so aus, als sei er verletzt. Seine Flügel schienen den Rhythmus nicht zu finden. In geringer Höhe taumelte er über mir. Doch plötzlich entfernte er sich mit kräftigen Flügelschlägen, kreiste noch einmal über dem Hühnergarten und drehte schließlich ab.

Eine Weile blieb ich stehen, um abzuwarten, ob er einen zweiten Versuch wagen würde. Mein Herz raste; ich spürte mein Blut bis in die Fuß- und Fingerspitzen hinein pulsieren. Laut und stoßweise ging mein Atem, und zu meinen Füßen lag die Henne und rührte sich nicht. Ich riss mir die Handschuhe von den Händen, bückte mich und wollte sie gerade berühren, als sie plötzlich quicklebendig davonsob. Lediglich ein paar Federn hatte sie gelassen.

Für einen Augenblick stand mir mein früheres Ich vor Augen: die Frau mit den gut sitzenden Haaren, der Vorliebe für Kaschmir, Seide und teures Leinen, ihre gepflegten Nägel, die stets sorgfältig geschminkten Augen und Lippen und ihr Widerwille gegen alles Grobe und Schmutzige. Die Hypochonderin, die jedes Krankheitssymptom googelte und immer Krebs vermutete. Die Vorsichtige, die jedes Lebensmittel schon am Tag nach dem Ablauf des Mindesthaltbarkeitsdatums wegwarf. Die Saubere, die der Putzfrau noch einmal hinterherwischte.

Unwillkürlich schüttelte ich den Kopf, ging zur Schubkarre zurück, schob sie zum Kompost und entleerte sie. Mit einer Mistgabel arbeitete ich die Fuhre unter und suchte noch einmal den Himmel nach dem Räuber ab. Beim nächsten Mal käme er nicht so ungeschoren davon. Sollte er wiederkehren, würde ich seinen Kopf mit den starren gelben Augen gegen den nächstbesten Baum schlagen.

Mein Name ist Linda.

Linda bedeutet *die Milde, die Freundliche, die Sanfte*. Dieser Name hat nichts mehr mit mir zu tun.

Es ist noch kalt im Haus. Das Feuer im Ofen brennt erst seit wenigen Minuten. Ich trage ein langes Unterhemd aus dicker Baumwolle und einen Rollkragenpullover mit einer Daunenweste darüber. Das Teewasser kocht, ich schneide den Ingwer hinein und stecke mir eine hauchdünne Scheibe in den Mund. Dann setze ich Wasser für Kartoffeln auf und widerstehe dem Drang, eine Nachricht an Richard zu schreiben. Ich will irgendwem von dem Bussard erzählen, und er ist der Einzige, den ich nicht aus meinem Leben vertrieben habe.

Kaja weicht mir nicht von der Seite. Die Hündin spürt alles, reagiert unmittelbar. Während ich unruhig von Raum zu Raum gehe, bleibt sie dicht neben mir. Das Tier versteht mein Verhalten nicht; es macht ihm Angst. Es will ein souveränes Frauchen, ich dagegen sende Signale, die es verwirren und seine unterwürfige Anhänglichkeit noch verstärken.

Ich schalte das Radio ein, setze mich an den Tisch, beginne, die Kartoffeln zu schälen, und weise Kaja auf ihren Platz neben dem Ofen, der nun vor Hitze glüht. Sie gehorcht sofort. Der Wetterbericht kündigt Regen an; in den Verkehrsmeldungen werden die wegen des gestrigen Sturms gesperrten Straßen in ganz Mitteldeutschland aufgezählt.

Im Landkreis Harz, zwischen Elend und Sorge ...

Ich lache laut auf, und Kaja hebt den Kopf und blickt mich erschrocken an.

Nun ist es windstill.

Im fahlen Winterlicht dieses Januartages sitze ich am Küchenfenster, trinke frischen Ingwertee mit reichlich Ho-

nig und sehe in den Hof hinaus. Hell wird es seit Wochen nicht. Ein gleichmäßiges Grau hängt über der Gegend und schluckt jeden Übermut; es dämpft die Empfindungen, die guten wie die schlechten. Ich fühle etwas, doch dieses Etwas will nicht hoch hinaus. Es ist ein kleines, unscheinbares und doch lebenserhaltendes Glimmen.

Ich ziehe die Daunenweste aus und auch den dicken Pull-over. Von meinen Achselhöhlen geht ein strenger Geruch aus; ich muss mich wieder einmal richtig waschen. Die Haare sind nicht so wichtig, regelmäßiges Bürsten genügt. Shampoo benutze ich schon lange nicht mehr. Die Talgproduktion regulierte sich innerhalb weniger Monate, und Haut und Haar scheinen gesünder als je zuvor.

Ich hocke mich in die kalte Badewanne und drehe den Duschhahn auf. Kurz heiß, dann kalt, dann einseifen und lange kalt abspülen. Nach dem Trockenrubbeln kribbelt die Haut, und mir ist warm. Im trüben Spiegel über dem Waschbecken sehe ich mein Gesicht nur verschwommen. Die Finger meiner rechten Hand fahren die lange Narbe über dem Schlüsselbein entlang. Jeden Tag bestreiche ich sie mit Salbe. So bleibt die Haut elastisch, und nach und nach verblasst die blau-lila Färbung. Darunter war einmal meine Schilddrüse. Der Krebs hat sie zerstört, und die Ärzte nahmen sie heraus, um mein Leben zu retten, das ihnen mehr wert war als mir selbst. Die Rettung von Leben ist ihre Aufgabe. Es interessiert sie nicht, in welches Leben sie den geheilten Patienten zurückschicken.

Die Angst und die Verzweiflung, die oft auf eine Krebsdiagnose folgen, blieben bei mir aus. Tatsächlich empfand ich eine merkwürdige Freude, eine Art gesteigerte Leben-

digkeit im Angesicht des Todes, und ein Gefühl, wie es ein Marathonläufer kurz vor dem Ziel haben muss. Richard, meine Mutter und meine Freunde waren fassungslos. Nicht noch ein Schicksalsschlag nach dem, was schon geschehen war. Warum, fragten sie, warum ausgerechnet Linda, nach allem, was sie durchgemacht hat?

Warum nicht?, dachte ich.

Der Krebs erschien mir folgerichtig und konsequent. Mein Körper hatte seine Widerstandskraft verloren. Die Trauer hatte sich seit über einem Jahr durch meine Zellen gefressen. Sie waren zu schwach geworden. Ein logischer Vorgang.

Richard tat, was Männer in Krisen eben tun: Lösungen finden. Ganze Nächte verbrachte er mit der Recherche im Netz. Er kaufte Grüntee, Kurkuma und Brokkoli, wegen ihrer angeblich wachstumshemmenden und Krebszelltod hervorruhenden Wirkung, er verbannte Zucker aus unserem Haushalt und organisierte Arzttermine für Zweit- und Drittmeinungen. Die Diagnose blieb die gleiche.

In Richard ging ein Wandel vor, es war offensichtlich. Die dunkle Müdigkeit der letzten Monate wich aus seinem hager gewordenen Gesicht. Die tiefen Falten von der Nase zum Mund schienen sich ein wenig zu glätten, und sein Gang wirkte dynamischer. Endlich gab es einen Grund, die Trauer hinter sich zu lassen und wieder zu handeln. Meinen Krebs zu bekämpfen wurde zu seiner Mission. Ab hier ging es wieder vorwärts.

Mein eigener Kampf dagegen war kein echter Kampf, sondern lediglich ein Reflex, der durch die Möglichkeit des Todes ausgelöst worden war. Der Mörder mit dem Namen

Krebs legte seine Hände um den Hals des Opfers und drückte zu. Das Opfer wehrte sich unwillkürlich, beinahe wider den eigenen Willen, denn jede Kreatur wehrt sich gegen den Tod. Der Selbsterhaltungstrieb ist uns genetisch eingeschrieben. Richard nahm mir diesen Gedanken übel, denn in dieser Version der Geschichte kam er nicht vor.

Ich denke viel an Richard. Er ist mein Mann – ein guter Mann, aus einer freundlichen, intakten Familie, mit einem Stammbaum, in dem es Kinder, Eltern, Geschwister, Nichten, Neffen und sogar noch zwei Großmütter gibt, während meine Familie fast nur aus Toten und Unbekannten besteht. Ich habe ihn gewählt, diesen Mann, der meinen Mangel ausglich, und ich kann, ohne zu heucheln, sagen: Ich liebe ihn.

Beinahe täglich stelle ich mir die Frage, ob ich ihm unrecht tue. Könnte ich anders handeln, täte ich es. Die meisten Menschen verletzen nicht bewusst. Sie tun ihr Bestes, nur ist ihr Bestes nicht gut genug. Auch Richard hat nichts falsch gemacht. Hat sich nur eines Tages umgedreht und nach vorn gesehen, während mein Blick in die Vergangenheit gerichtet blieb.

Wenn er mich besucht, betrachtet er schweigend meine kräftig gewordenen Hände, macht Bemerkungen über meine abgelegte Eitelkeit, die strenge Disziplin. Letztens schaute er zu, wie ich das Holz im Hof mit der Axt spaltete, wie die Scheite nach links und rechts wegflogen und ich sie hernach in die Schubkarre warf, um sie später an der Schuppenwand zu stapeln. Auf seiner Stirn bildeten sich feine Falten. Ich konnte sehen, wie fremd ich ihm geworden bin.

Auch im Wohnzimmer brennt nun ein Feuer im Ofen. Ich schiebe den Ohrensessel in die Mitte des Raums und setze mich. An der den Fenstern gegenüberliegenden Wand hängen die Bilder der Vorfahren, Kinder und Enkel von Grete Adomeit, der Vorbesitzerin des Hauses. Meine eigenen Bilder habe ich einfach dazugehängt.

Zuweilen, besonders in den späten Nachmittagsstunden, sitze ich hier im Sessel und blicke so lange auf die Fotos, bis die einsetzende Dunkelheit die Konturen verwischt und sie schließlich ganz verschwinden. Dann kommt es vor, dass ich Sonja höre. Ganz deutlich höre ich ihre Stimme. *Mama*, ruft sie, *Mama, guck mal*. Oder sie plappert, in irgendein Spiel versunken, vor sich hin. Auch ihre spätere jugendliche Stimme habe ich schon gehört. Meistens sind es nur wenige Sekunden, bis sie leiser wird und schließlich ganz verklingt. Manchmal legt sich kurz vor dem Verschwinden ein seltsamer Hall auf ihre Stimme, und jedes Mal höre ich auf zu atmen und halte in der Bewegung inne, voller Angst, Sonja mit einem unbedachten Geräusch zu vertreiben. Ein einziger Ton genügt, und sie verschwindet. Ich muss erstarren, dann bleibt sie. In diesen Momenten spitzt die Hündin die Ohren, springt auf und läuft fast immer in jene Richtung, aus der die Kinderstimme kommt.

Vor Jahren fuhren wir einmal mit dem Auto durch dieses Dorf. Das Auto hatten wir erst kurz zuvor gekauft, es war unser erster Ausflug mit dem Wagen, der noch neu roch und so sauber war, dass wir uns alle die Schuhe abklopften, bevor wir einstiegen. Sonja saß hinten und hatte Kopfhörer auf, Richard und ich blickten aus dem Fenster, während wir wegen eines im Verkehrsfunk gemeldeten Blitzers beinahe im Schrittempo durch das Dorf fuhren.

»Hier will man nicht begraben sein«, sagte Richard, und ich pflichtete ihm bei.

Es ist ein reizloses zweigeteiltes Straßendorf. Im südlichen Teil reihen sich links und rechts der viel befahrenen Straße alte Höfe aneinander. Ihre Tore sind meist verschlossen, die Fassaden schmucklos, und an einigen hängen verblichene Stoffbanner mit der Aufschrift: *Es reicht! Umgebungsstraße jetzt!*

Alte, teils abgestorbene Weiden säumen das Ufer eines ausgetrockneten Dorfteichs, die zugespernte Kirche beginnt zu verfallen, zwischen Straßenrand und Häusern stehen neu gepflanzte Linden auf einem breiten Rasenstreifen. Es muss eine Zeit gegeben haben, als das Dorf ein belebter Marktflecken war, wo links und rechts des Fahrweges die Bauern ihre Waren verkauften. Heute lebt hier keiner mehr

von Landwirtschaft. Die Felder gehören einem großen, industriell geführten Agrarbetrieb. Die Dorfbewohner öffnen morgens die Tore, steigen in ihre Autos, fahren zur Arbeit in die Stadt und kehren am späten Nachmittag mit ihren Einkäufen aus dem Supermarkt zurück. Sie schließen die Tore und verschwinden. Nachts lassen sie die Jalousien herunter, und im fahlen Licht der Straßenlaternen sieht man höchstens ein paar Katzen herumstreunen und manchmal einen Fuchs. Auch tagsüber spaziert kein Mensch über die ordentlich gepflasterten und behindertengerechten Bürgersteige, die bis ins neue Dorf führen. Dort reiht sich Fertighaus an Fertighaus, in kreischenden Farben, die Gärten mit Metallplatten, Gabionen oder Betonzäunen abgeschirmt. Kiesschotter und Schiefersplit in den Vorgärten, Rindenmulch zwischen den immergleichen trockenheitsresistenten Stauden, Trampoline auf blumenfreien Rasenflächen hinter den Häusern, wo nachts die Mähroboter fahren und den hilflosen Igel die Beinchen abschneiden. Unter den Carports aus Aluminium stehen große Autos mit dunkel getönten Scheiben wie Panzer gegen alles Lebendige.

Nirgendwo gibt es weniger Natur als im neuen Teil des Dorfs.

Den Abschluss bildet der u-förmig angelegte Gebäudekomplex der Behindertenwohnstätte, wo morgens Fahrdienste die Bewohner abholen, um sie zur Arbeit oder zur Tagesbetreuung in die nächste Kleinstadt zu bringen.

Ringsherum nichts als flaches Land, parzelliert in große Felder mit Monokulturen – Raps und Mais –, Windräder am Horizont, hier und da ein schmaler Blühstreifen, eine

gesetzlich vorgeschriebene Ausgleichsfläche, eine Hecke, eine alte Obstbaumallee mit sterbenden oder bereits toten Bäumen, aber kein Hügel weit und breit, nichts, was den Blick auf sich zieht und hält.

Tagsüber reißt der Autoverkehr nicht ab. Nachts lässt das Rauschen der Fahrzeuge zwar nach, doch dann beginnt das an- und abschwellende Dröhnen der startenden und landenden Frachtflugzeuge vom nahen Flughafen.

Hier lebe ich seit mehr als zwei Jahren, eine viertel Autostunde entfernt von der Kleinstadt, in der ich die ersten dreizehn Jahre meines Lebens verbracht habe, etwa vierzig Minuten weg von der Wohnung in Leipzig, die Richard noch immer unser Zuhause nennt.

*

Grete Adomeit traf ich im Park des Krankenhauses. Sie saß auf einer Bank, die von einer ausladenden Blutjohannisbeere mit leuchtend pinkfarbenen Blütentrauben umrahmt stand. Ich war deutlich zu früh zur Nachuntersuchung gekommen. Die Radiojodtherapie samt der fünftägigen Isolation, um meine Mitmenschen nicht zu verstrahlen, lag bereits hinter mir. Ich nahm neben der alten Frau Platz. In jener Zeit kam es öfter vor, dass ich mit Wildfremden sprach, mit Menschen, die nichts von mir wussten, die mir ohne Mitleid und Scheu in die Augen blickten, ohne Verlegenheit und Angst, etwas Falsches zu sagen.

Ihren Gehstock hatte Grete Adomeit zwischen die dicken Beine geklemmt, ihre Hände lagen auf dem Knauf. Sie trug ein grellbuntes Schürzenkleid, das noch aus DDR-Zei-

ten stammen musste, eine Strickjacke, an der zwei Knöpfe fehlten, und blickdichte, hautfarbene Strumpfhosen mit einer Laufmasche. Sie musste meinen Blick auf die kaputten Strümpfe bemerkt haben, denn sie schaute nun selbst auf ihre Beine.

»Taugt alles nichts mehr, ist alles fürs Wegschmeißen gemacht.«

In der halben Stunde Wartezeit bis zu meinem Termin erfuhr ich, dass die weit über achtzig Jahre alte Frau allein auf einem Hof im nördlichen Sachsen lebte, der Mann schon Jahrzehnte tot war, die Töchter beide weit weg und nicht interessiert am Hof und der Mutter. Ich hörte, dass sie *Viecher* hatte und einen Hund und einen unheilbaren Krebs, der sie schon bald *unter die Erde* bringen würde. Aus ihrer Handtasche zog sie ein Foto heraus und hielt es mir hin. Ein junger Mann und eine junge Frau mit ernsten Gesichtern vor einem großen Holztor. Aus dem ebenmäßigen, runden Gesicht der Frau blickten ausdruckslose Augen, in ihren Händen hielt sie einen Maiglöckchenstrauß. Der junge Mann neben ihr hatte nur einen Arm. Auch er schaute starr in die Kamera, ohne den Anflug eines Lächelns. Zwei Übriggebliebene, von der Not Zusammengetriebene, schoss es mir durch den Kopf.

Bevor ich sie fragen konnte, ob das ihr Hochzeitsfoto sei, sagte sie: »Mein Hof. Mein Haus.«

Alle ihre Sätze waren kurz; sie enthielten nur das notwendigste Vokabular. Vermutlich sprach sie nicht oft, und wie jede Fähigkeit, die nicht mehr angewandt wird, war Grete Adomeit das Sprechen abhandengekommen. Sie war ein verschlissener Mensch. Die trüben Augen, das unge-

pflegte, kaum noch vorhandene Haar, die schäbige Kleidung, die trockenen, rissigen Hände, der faulige Geruch aus ihrem Mund und der amorphe Leib erzählten von einem harten Leben und einem harten Herz. Sympathisch war sie mir keineswegs.

Von mir selbst gab ich wenig preis, unter meinem Beruf konnte sie sich nichts vorstellen, aber einer meiner Sätze ließ sie aufhorchen. Es müsse beruhigend sein, einen eigenen Hof zu haben, dessen Tor man schließen und die Welt aussperren kann, sagte ich, und sie sah mich schräg an, spielte mit ihrem Gebiss und kniff die Augen zusammen. Als ich mich verabschiedete, nannte sie mir eindringlich einen Tag und eine Zeit, zu der sie wieder hier sitzen würde. Sie wiederholte die Daten zweimal und hielt mich dabei unsanft am Arm fest.

Auf dem Weg ins Klinikgebäude spürte ich noch immer den Druck von Grete Adomeits kräftigen Fingern. Ich massierte meinen Unterarm an der Stelle und versuchte vergeblich, der Begegnung keine übermäßige Bedeutung beizumessen.

Richard gegenüber erwähnte ich Frau Adomeit mit keinem Wort. Ohnehin sprachen wir kaum miteinander. Seit klar war, dass der Krebs nicht mein Ende sein würde, radelte er nach dem Dienst in der Schule direkt ins Atelier, das er sich mit einer jungen Künstlerin teilte. Er malte wieder, obwohl er geglaubt hatte, nie wieder malen zu können. Die junge Frau arbeitete angeblich immer nachts. Wenn sie auftauche, sei er längst zu Hause, versicherte mir Richard mehrfach ungefragt. Ein paar Jahre zuvor hätte diese Konstellation ein Unruhegefühl bei mir ausgelöst, nun jedoch

ließ mich der Gedanke kalt. Die Frau, die unsere Ehe gefährdete, war alt und krank und hieß Grete Adomeit.

Beim nächsten Treffen saß ich schon lange vor der verabredeten Stunde auf der Bank und wartete. Tag, Ort und Zeit stimmten, Grete Adomeit hatte die Daten wiederholt. Ich wartete lange, die Zeit war längst überschritten, ich musste zur Toilette, wagte aber nicht, mich von dem Platz wegzubewegen, aus Angst, die alte Frau zu verpassen. Endlich kam sie. Ihr schwerfälliger Gang war offenbar von Schmerzen begleitet. Bei jedem Schritt stieß sie den Stock vor sich auf den Boden und ächzte.

Dass ich gewartet hatte, schien sie als selbstverständlich hinzunehmen. Keine Entschuldigung, kein Dank kamen über ihre Lippen. Stattdessen holte sie aus einem schmutzigen, fadenscheinigen Stoffbeutel ein Fotoalbum heraus, gab es mir und wies mich an, es durchzublättern. Es war das merkwürdigste Album, das ich je gesehen hatte. Nur wenige Bilder zeigten die Familienmitglieder, auf den meisten waren Teile des Hofes zu sehen. Ein neuer Zaun, eine eingestützte Hausfassade, der Innenhof mit einem jungen Baum und einer Bank davor, akkurat angelegte Beete. Sie benannte alles, tippte mit dem Finger darauf, wie um sicherzugehen, dass mir nichts entging. Die Töchter und den Mann überblätterte sie rasch.

»Die Mädchen wollen es nicht«, stieß sie hervor und machte eine wegwerfende Bewegung mit den Händen. Sie blickte mich prüfend an, dann fragte sie: »Haben Sie ein Auto?«

Ich bejahte, und bevor ich mich nach dem Grund dieser Frage erkundigen konnte, stand Grete Adomeit auf.

»Wo steht es?«, rief sie und lief gleich darauf erstaunlich flink neben mir her.

Am frühen Abend kehrte ich in eine leere Wohnung zurück.

Richard kam spät; ich lag im Bett und hatte die Tablette bereits genommen. Das Zolpidem flutete langsam an. Ich hatte es mit einer halben Mirtazapin kombiniert, um nicht schon nach wenigen Stunden wieder wach zu sein. Eine der Nebenwirkungen war, dass ich alles, was sich zwischen der Einnahme und dem nächsten Morgen ereignete, nahezu vollständig vergaß. Es hatte also keinen Sinn, noch mit Richard zu sprechen.

Seine vorsichtigen Schritte im Flur entfernten sich Richtung Küche. Bis er zu mir ins Bett käme, würde ich längst schlafen – regungslos, traumlos, mit in der Speiseröhre ungehindert aufsteigendem Magensaft, der mir am nächsten Tag brennende Schmerzen hinter dem Brustbein verursachen würde, weil die sedierende Tablette mein Aufwachen und Schlucken verhinderte. Irgendeinen Preis zahlt man immer, dachte ich, während ich wegdämmerte. Mein letzter Gedanke galt Grete Adomeit und der Idee, die sie mir in den Kopf gepflanzt hatte.

In den nächsten Wochen fuhr ich regelmäßig zu ihr ins Dorf, ohne Richard davon zu erzählen. Ich spürte von Anfang an, wie der Ort mich beruhigte. Die abweisenden Fassaden, die leeren Bürgersteige, die fantasielosen Vorgärten, die öde Landschaft – nichts erregte mein Gemüt, nichts weckte meinen Neid, keines der Leben hinter den Mauern

und unter den scheußlich glänzenden Dachziegeln erschien mir erstrebenswert, doch was das Wichtigste war: Nichts wies auf Sonja hin.

Kein einziges Mal starrte ich hier einer jungen, schlanken Frau mit hohem, wippendem Pferdeschwanz hinterher, nie tauchte Sonjas Gesicht plötzlich aus einer Gruppe junger Leute auf, nie hörte ich ihr Lachen auf der Straße oder sah ihr Rennrad an einer Hauswand lehnen, und keiner ihrer Freunde stand plötzlich vor mir. An keinem Fleck hier ist sie je gewesen, und hinter keiner Ecke lauerten Erinnerungen und fielen mich an. Anders als in Leipzig befand ich mich hier außer Gefahr. Was Sonja betraf, befand ich mich im Niemandsland.

Grete Adomeit führte mich im Hof und Garten herum, präsentierte mir stolz ihre Schafe und Hühner und den Gemüsegarten, servierte anschließend muffig schmeckenden Pfefferminztee und zeigte mir die immer gleichen Fotos, während draußen im Hof ein zauseliger Hund von seiner Hütte aus sehnsüchtig zum Küchenfenster blickte.

In ihrer Küche war es kälter als draußen; es roch nach Alter und Krankheit, nach Zwiebeln, Bratfett und Fäulnis, und manchmal bot sie mir Kuchen an, den ich dankend ablehnte. Hatte sie genug von mir, sagte sie geradeheraus, ich solle jetzt gehen; mit Höflichkeiten hielt sie sich nicht auf.

Gesundheitlich ging es ihr jedes Mal schlechter. Gegen die Empfehlung ihres Onkologen hatte sie die weitere Behandlung der Krankheit abgelehnt. Der Gebärmutterkrebs hatte mittlerweile auf Blase und Enddarm übergegriffen und metastasierte nun in weitere Organe, in das Gewebe

der Bauchhöhle und die umliegenden Lymphgefäße hinein. Sie zählte die befallenen Bereiche nacheinander auf und schien stolz darauf zu sein, sich alles gemerkt zu haben. Lediglich starke Schmerzmittel schluckte sie täglich, und über ihr nahendes Ende sprach sie ohne erkennbares Bedauern. Ihre einzige Sorge galt dem Hof und den *Viechern*.

Wir einigten uns, bevor sie zu schwach wurde, um weitere Dinge zu regeln. Ihren Töchtern war unser Plan recht. Verkaufen wollten sie den Hof nicht, darum kümmern wollten sie sich auch nicht. Eine Mieterin war für alle die beste Lösung.

Erst wenige Tage vor Grete Adomeits Tod sprach ich mit Richard. Bis zum Schluss hatte ich gehofft, dass irgendetwas meinen Entschluss ins Wanken bringen würde. In diesem Fall wäre es überflüssig gewesen, Richard mit meinen Überlegungen beunruhigt zu haben. Doch der Deus ex Machina blieb aus, und mein Plan ließ sich nicht länger verschweigen.

Ich hatte ihn von der Schule abgeholt und lief mit ihm im Clara-Zetkin-Park am Elsterflutbett entlang, wo die gelben Blätter der Linden auf uns herabrieselten und von der tief stehenden Herbstsonne zum Leuchten gebracht wurden. Wie goldene Taler fielen sie herunter, während ich Richard umstandslos erklärte, dass ich beabsichtige, in das Dorf zu ziehen. Nur vorübergehend, um Abstand zu gewinnen, um den ewig wachen Schmerz zu besänftigen und den Erinnerungsfallen zu entkommen.

Er blieb stehen und blickte mich an.

»Komme ich in deinen Plänen noch ir-gend-wo vor?«

»Aber ja«, sagte ich reflexhaft, »natürlich kommst du vor.
Es ist nur so ...«

»Es ist nur so ...?«

»... dass du Teil des Problems bist.«

»Inwiefern?«

»Es geht dir besser, Richard. Dein Leben geht weiter.«

»Ich trauere auch, Linda.«

»Ja, aber auf einer anderen Ebene.«

»Und deswegen musst du weg.«

Ich nickte, Richard schüttelte den Kopf.

»Das ist doch Blödsinn!«, rief er. »Du glaubst doch nicht ernsthaft, dass es dir da draußen auf dem Dorf, allein in einem alten Haus besser geht!«

Er stellte das Fahrrad an einem Baum ab, zog sein Telefon aus der Tasche und googelte den Namen des Ortes.

»Du spinnst ja!«, rief er, »da führt die Bundesstraße durch! Da rauscht permanent der Verkehr am Haus vorbei. Und die Flugzeuge fliegen drüber. Tag und Nacht. Bist du bescheuert?«

»Es ist eine Dreißigerzone«, erwiderte ich tonlos und ignorierte sein künstliches Lachen.

»Herrlich, Linda, ganz wunderbar. Dort wirst du dich richtig wohlfühlen. Gerade du!« Er schüttelte den Kopf.

»Du bist wirklich nicht ganz dicht!«

Auch die erneute Beleidigung steckte ich widerspruchlos weg.

»Ich sehe doch, wie es dir langsam besser geht«, erklärte ich, »wie du dich freust, wenn Ylvie oder Arvid vorbeikommen, wie du mit Ylvies Kindern herumalberst. Und ich gönne es dir. Aber ich ertrage es nicht! Ich kann nicht auf

die Straße gehen, ohne unsere Tochter zu suchen. Ich gucke jedem blonden Mädchen auf einem Rennrad hinterher, und mein Herz bleibt jedes Mal beinahe stehen. Jeder Ort in dieser Stadt, an dem Sonja schon mal gewesen ist, ruft Bilder in mir hervor. Jede Straße, jeder Laden, jede Eisdiele, jedes Kino. Mein Puls geht hoch, ich bekomme keine Luft mehr. Ich erstickte hier, Richard!« Die letzten Worte schrie ich.

»Wenn es mir schlechter ginge, würdest du also bleiben«, konstatierte er.

»Nein ... Das ist es nicht.«

Mittlerweile war die Sonne hinter den Baumkronen der gegenüberliegenden Flussseite verschwunden, der Goldregen war vorbei, und Richard sagte: »Ich weiß nicht, was ich noch sagen soll.« Dann stieg er auf sein Fahrrad und fuhr davon.

Von da an war es nicht mehr die lähmende Trauerstille, die unsere Wohnung erfüllte, sondern ein ratloses Schweigen.

Einmal fragte er mich: »Warum kannst du nicht *mit mir* trauern?«, und ich entgegnete, das sei, als würde der Favorit eines Rennens den Letzten fragen, warum er nicht einfach vorne mitlaufe. Ein andermal fand ich ihn weinend am Küchentisch, er bemerkte mich nicht und schluchzte wie ein Kind, die Arme auf den Tisch gestützt, das Gesicht in den Händen verborgen. Als er mich schließlich im Türrahmen stehen sah, blickte er mich flehend an. Ich hätte ihn fest in die Arme nehmen sollen, doch meine Kraft reichte lediglich für eine kurze Berührung an der Schulter.

Und dann kam der Tag, als ich vom Einkaufen nach Hause zurückkehrte und schon im Treppenflur die Musik

aus unserer Wohnung hörte. Ich erkannte den Song, er war einer der wenigen, auf den Richard sich mit Sonja an den gemeinsamen Wohnungsputztagen hatte einigen können und den sie dann beide laut mitsangen. Ich trat in den Korridor, ging weiter in die Küche und stellte die Einkäufe ab. Richard, der am Herd stand, wandte sich um. Der erschrocken-schuldbewusste Ausdruck in seinem Gesicht räumte meine letzten Zweifel aus.

In den folgenden Tagen prüfte ich meine Finanzen, sprach mit der Interimsleiterin der Kunststiftung, die mich seit meiner Krankschreibung vertrat, bot ihr meine Kündigung an, die sie etwas zu schnell und etwas zu freudig annahm, und unterschrieb den zunächst auf ein Jahr befristeten Mietvertrag für den Hof. Für dreihundertfünfzig Euro im Monat würde ich also einen Dreiseithof am Rand des Dorfs bewohnen, mit Schafen, Hühnern, einer Katze und einem hässlichen struppigen Hund, der so hieß, wie er aussah: Struppi.

Ich versprach, das Haus instand zu halten, keine unabgesprochenen Umbauten vorzunehmen und bei notwendigen Reparaturen den Töchtern Bescheid zu geben. Einige von Frau Adomeits Möbeln – jene, an denen die Töchter hingen, die sie aber dennoch nicht in ihren eigenen Wohnungen haben wollten – ließ ich in die leer stehende Scheune bringen, einige behielt ich im Haus, der andere Kram wurde weggebracht. Ein kleiner freundlicher Syrer mit dicken Tränensäcken unter den Augen kam vorbei, sah sich alles an, machte Fotos, überschlug das Volumen des Gerümpels und nannte mir nach kurzem Überlegen einen überaus fairen Preis. Er erzählte mir, dass er auch ein altes Haus gekauft

habe, in Thüringen, in der Nähe von Gera, und dass seine Frau den Garten sehr gut bewirtschaftete, aber der Feigenbaum, der sie an die Heimat erinnern solle, im letzten Winter eingegangen sei. Dann betonte er die Zuverlässigkeit seiner *Jungs*, die die Entrümpelung durchführen würden, gab zu bedenken, dass sie kaum Deutsch sprächen, und fragte, ob sich mein Mann und meine Kinder freuen würden hierherzuziehen. Als ich ihm nach kurzem Zögern antwortete, ich würde allein hier leben, ließ er seinen triefäugig-traurigen Blick eine ganze Weile auf mir ruhen.

Die Renovierung der Zimmer erledigte eine örtliche Malerfirma, die Adomeit'schen Schafe übernahm ein Nachbar, die Katze wechselte selbstständig den Besitzer und wohnte fortan ein paar Häuser weiter bei einem jungen Paar mit zwei Kindern, und dann zog ich begleitet vom Unverständnis aller Menschen, die mir noch nahestanden, in dieses Haus.

Aus unserer Wohnung nahm ich nur das Nötigste mit. Alles, was ich brauchte, passte in zwei Autos. Richard verließ das Haus an jenem Tag wie gewohnt kurz nach sieben. Bis zum Schluss hatte er nicht daran geglaubt, dass ich es wirklich tun würde. Als ich ihn zum Abschied umarmen wollte, wich er aus, schob sich an mir vorbei und sagte: »Du spinnst ja.«

Es war meine Kindheitsfreundin Esther, die mit mir den Umzug fuhr, später durch die spärlich möblierten Räume des kalten Hauses ging und sich fassungslos umsah.

»Das ist ein Tod auf Raten, Linda.«

Richard meldete sich am dritten Tag nach meinem Auszug.

»Ich verstehe dich nicht«, sagte er, »du benimmst dich wie ein Tier, das sich zum Sterben zurückzieht. Aber ich bin da, wenn du etwas brauchst. Und ich werde regelmäßig vorbeikommen, um nach dir zu sehen.«

*

Aus meinem alten Leben besucht mich außer Richard niemand mehr. Auch Esther nicht. An meinem Geburtstag und zu Weihnachten bekomme ich freundliche Karten von ihr, auf denen steht, ich solle mich melden. Sie sei da, egal, wie viel Zeit verginge. Auch von meiner Mutter bekomme ich regelmäßig Postkarten. Mit den Sinnsprüchen auf den Vorderseiten überbrückt sie die eigene Sprachlosigkeit. *Ganz gleich, wie beschwerlich das Gestern war, stets kannst du heute von Neuem beginnen. (Buddha) – Wenn die Zeit kommt, in der man könnte, ist die vorüber, in der man kann. (Marie von Ebner-Eschenbach) – Es sind die Begegnungen mit Menschen, die das Leben lebenswert machen. (Guy de Maupassant)* Aber hier, in meinem dritten Leben, sind es nicht die Menschen. Es sind die Tiere und die Pflanzen und der Wind und die Bilder der Toten an den Wänden.

Der Geruch von Hühnerbrühe zieht durchs ganze Haus. Richard kommt zu Besuch.

Alle zwei Wochen unterbricht er die Gleichförmigkeit meiner Tage für ein paar Stunden, bringt ausgelesene Zeitungen und Zeitschriften mit, die ich später meist ungelesen in den Ofen stecke, und irgendeine kleine Überraschung – einen guten Käse, die Neuaufnahme einiger Beethoven-Sonaten, ein Bild. Kurz vor Weihnachten kam er mit einer Tageslichtlampe, die seither in meinem Küchenfenster steht und mir die fehlende Sonne ersetzt. Er übermittelt mir Grüße von unseren Freunden und seiner Familie und fragt mich, wie lange ich noch gedenke, ihn als Brücke zur Welt zu benutzen. Ich zucke die Achseln. Er hat recht, genau das tue ich. Ich nehme die Grüße entgegen, bitte ihn, zurückzugrüßen und zu versichern, es habe nichts mit ihnen zu tun, nur mit mir, ausschließlich mit mir. Ich frage sogar nach dem Befinden der Grußsender, ohne auch nur daran zu denken, den Kontakt zu ihnen aufzunehmen. Sie verstehen es nicht. Sie fühlen sich bestraft, ohne sich schuldig gemacht zu haben. Auch Richard empfindet es so. Alle zwei Wochen kommt er mit seiner geduldigen Hoffnung in dieses Haus und hinterlässt eine Spur. Schafft winzige Gemeinsamkeiten, die für einen Neuanfang nicht reichen werden.

Im Winter bleibt Richard nur kurz. Das Haus bedrückt ihn, es macht ihn unruhig, es gibt keinen Raum, in dem er sich wohlfühlt, und rausgehen mag er auch nicht. Die Wege ums Dorf sind reizlos, und über die kahlen Felder pfeift ewig der Wind. Ich verstehe ihn und bitte ihn nie darum, noch zu bleiben.

Die Tage gleichen einander so sehr, dass ich sie rückblickend nicht auseinanderhalten kann. Die Bedingung für Erinnerung scheint ein Mindestmaß an Außergewöhnlichem zu sein, doch mein Leben hier besteht aus Ritualen und Routinen, die das Zeitgefühl aufheben. Ich sehe keinen Sinn darin, Erinnerungen zu schaffen. Alles, woran ich mich erinnern will, ist vor Sonjas Tod geschehen.

Jeden Morgen ziehe ich mir meinen speckigen Lammfellmantel über den Schlafanzug, schlüpfe in ausgebeulte Jogginghosen und gefütterte Gummistiefel und stapfe über den Hof in den Garten, um die Hühner rauszulassen, sie zu füttern und das Vogelhaus neu zu befüllen. Hier draußen auf dem Land hatte ich ein buntes Vogeltreiben erwartet, aber an manchen Tagen sehe ich außer ein paar Blaumeisen, Kohlmeisen und Spatzen keinen einzigen. Amseln, Spechte und Rotkehlchen kommen hin und wieder, auch Kleiber und Grünfink habe ich schon gesehen und ein einziges Mal einen Dompfaff. In meiner Küche steht ein Vogelbestimmungsbuch, das ich bei jedem Vogel, der mir begegnet, befrage.

Nach einem starken Kaffee laufe ich mit der Hündin, der ich einen neuen Namen gegeben habe, bis in den nächstgelegenen Wald, dort bis an den kleinen Bach, der nur winters Wasser führt. Hin und zurück ein Marsch von etwa einein-

halb Stunden. Frau Adomeit ist nie mit ihr gegangen. Kaja – ehemals Struppi – war ihr x-ter Hund und lebte wie alle Hunde im Dorf ausschließlich auf dem Hof. Kajas ganze Erziehung beruhte auf der Angst vor Grete Adomeits Stock. Als nettes neues Frauchen gewann ich Kajas Zuneigung sofort, ihre Folgsamkeit jedoch musste ich mir hart erarbeiten, da ich weder einen Stock besaß noch bereit gewesen wäre, ihn einzusetzen.

Danach mache ich mir Frühstück, einen Hafer- oder Hirsebrei mit Apfelstückchen, Sonnenblumenkernen und Leinsamen. Über die Sorgfalt bei der Zubereitung wundere ich mich manchmal selbst. Ein Teil von mir will anscheinend gesund und stark bleiben.

Anschließend verrichte ich notwendige Arbeiten in Garten, Hof und Haus, koche und putze. Es ist erstaunlich, wie viel es immerfort zu tun gibt. Tausend Kleinigkeiten, die in der Summe Stunde um Stunde füllen. Nach dem Mittagessen löse ich Sudokus. Manchmal döse ich dabei ein, falle in einen traumüberladenen, kurzen Schlaf, der selten länger als eine halbe Stunde dauert. In den ersten Sekunden nach dem Erwachen ist es dann, als müsste ich alles neu lernen: wer ich war, wer ich bin, wieso ich mich hier befinde, was ich verloren habe. Die Antworten auf diese Fragen sind wie Faustschläge in die Magengrube. Buchstäblich gekrümmt schleppe ich mich in die Küche und befülle den Espresso-kocher, und langsam, sehr langsam richte ich mich wieder auf.

Ich stricke Schals und Mützen, die niemand braucht. Ich trenne sie wieder auf und beginne von vorn. Ich schreibe Erinnerungen an Sonja in ein Heft, bevor das Vergessen sie

schluckt. Ich spreche mit Sonja, erzähle ihr alles, und alle Antworten liegen in ihrem ewigen Schweigen.

Ich lausche dem Ticken der Standuhr, dem Atmen der Hündin, dem Knarren und Ächzen des alten Hauses.

Dann beginnt die lange Zeit vom Dunkelwerden bis zum Schlafengehen. Jeder Handgriff ist mir willkommen. Holz muss nachgelegt, das Abendessen gekocht, der Abwasch per Hand gemacht, der Biomüll zum Komposthaufen gebracht, neues Brennholz geholt, die Hundehaare müssen zusammengefasst, die Hühner in den Stall gescheucht, alle Türen und Tore verschlossen, Handtücher gerollt und vor die zugigen Fenster gelegt werden. Fertig werde ich nie. Es gibt ihn nicht – den Moment, in dem ich mich umsehe und keine Arbeit mehr entdecke. Mein natürliches Habitat war eine übersichtliche, mit aller Bequemlichkeit ausgestattete, hochwertig sanierte Stadtwohnung. Hier dagegen ist es mühsam, und mühsam ist gut. Solange die Hände in Bewegung bleiben, schlagen die Gedanken keine Volten, und ich überstehe die Stunden bis zum Schlafengehen. Um 21:30 Uhr nehme ich meine Tabletten, die mich verlässlich ausschalten und für einige Stunden von jeglichem Schmerz erlösen.

Ich stelle einen leeren Topf auf den Herd, hänge ein Sieb hinein und seihe die kochende Hühnersuppe darin ab. Die Brühe ist hellbraun mit schönen Fettaguen. Der ganze Rest bleibt im Sieb zurück. Ich löse das Fleisch von den Knochen und werfe es in die Brühe, gebe Erbsen und Karotten hinzu und sehe auf die Uhr. Richard wird bald hier sein. Auf seine Pünktlichkeit ist Verlass. Ich pule Granatapfel-

kerne aus, knacke Nüsse, schäle und schneide gedünstete Rote Bete und einen säuerlichen Apfel und verarbeite alles zu einem Salat. »Hallo, Richard«, sage ich dabei laut. »Schön, dass du da bist, das Essen ist gleich fertig.« Und gleich noch einmal, in einer tieferen, souveränen Tonlage. »Hallo, Richard. Schön, dass du da bist. Setz dich doch, das Essen ist gleich fertig.« Ich kontrolliere mein Gesicht vor dem trüben Spiegel im Bad, er soll sich keine Sorgen machen müssen.

Seine Hände halten mich ein wenig zu fest. Ich rühre mich nicht, bis er ablässt. Seinen Mantel hängt er ordentlich auf einen Kleiderbügel an der Garderobe, den Schal legt er drum herum.

Um seinem ängstlichen *Wie geht es dir?* zuvorzukommen, gebe ich die Geschichte von dem Bussard zum Besten. Ich schmücke das Ganze ein wenig aus, füge eine Prise Dramatik hinzu und finde während des Erzählens Gefallen an der neuen Variante, in der der Bussard noch einmal zurückkommt und eine Attacke auf mich fliegt. Richard hört ernst zu.

»Ungewöhnlich für einen Bussard. Bist du sicher, dass es kein Falke war?«

Er nimmt die Brille ab und reibt sich die Augen. Ich finde ihn noch immer attraktiv. Sein Gesicht hat etwas Ungeheimtes, Geheimnisvolles. Die Augen stehen ein wenig zu nah beieinander, das kantige Kinn und die weichen Lippen bilden einen eigenartigen Kontrast. Wenn er lächelt, bilden sich Grübchen, wenn er ernst blickt, kann er einschüchternd wirken. Doch der Eindruck täuscht. Er ist ein sanfter

Mensch. Der gefährlichste Mensch im Leben einer Frau sei ihr Mann, heißt es. Auf Richard trifft das nicht zu.

Nach dem Essen, von dem er sich mehrmals nachfüllt, stellt er sich vor die Bilderwand im Wohnzimmer.

»Ich verstehe nicht, warum diese Bilder noch hier sind. Und erst recht nicht, warum du sie nicht abgehängt hast. Das ist doch nicht deine Familie.«

Mein Blick fällt auf Grete Adomeits Vater, der das Zentrum der Galerie bildet. Ein Gestütwärter auf einem kleinen ostpreußischen Gut, ein stattlicher Mann mit Schnauzbart und tadelloser Kleidung. Daneben ein Bild der ganzen Familie – die Mutter einen ganzen Kopf kleiner als ihr Mann, die Kinder wie die Orgelpfeifen. Die Jungs tragen Anzüge, die Mädchen Schürzenkleider mit Rüschen, und alle stehen sie sehr gerade und schauen fest in die Kamera.

»Letztlich sind doch alle Familien gleich«, sage ich, »alle haben sie ihre Lebenden und ihre Toten, ihre Geheimnisse und ihr Leid und dieses eingefrorene kurze Fotoglück, von dem keiner mehr weiß, ob es echt war.«

»Unseres war echt«, antwortet Richard.

Er ist älter geworden. Was geschehen ist, hat Spuren hinterlassen. Wir wussten beide, dass wir nie mehr die werden würden, die wir gewesen waren, aber wer wir sein und wie wir aussehen würden, konnten wir uns nicht vorstellen. Mein Haar ergraute damals binnen drei Tagen. Als ich in den Spiegel sah, blickte mir eine fremde Person entgegen. Wie eine feindliche Übernahme kam es mir vor. Als befände ich mich noch immer im Inneren der Person, ohne je wieder aus ihr herauszukommen.

Richard blickt mich an, und ich sehe die Frage in seinen

Augen. Bei seinen letzten Besuchen hat er sie nicht gestellt. Vermutlich fürchtete er sich vor meinem Schweigen. Davor hatte er sie abgewandelt, entschärft. Statt »Wann kommst du zurück?« fragte er nur: »Kommst du zurück?« Ein *Ja* würde bedeuten, es gäbe eine Zukunft für uns. Aber unsere Zukunft ist im Bruchteil einer Sekunde an einem schwülen Julivormittag, kurz bevor ein Gewitter ausbrach, ausgelöscht worden. Eine Ampel schaltete auf Grün, eine siebzehnjährige Fahrradfahrerin mit blondem Pferdeschwanz und lauter Musik in den Ohren trat in die Pedale ihres Rennrads, ein Lkw-Fahrer, der vergessen hatte, in den Seitenspiegel zu schauen, bog über den Radweg nach rechts ab. Die Zeit blieb stehen.

Richards Frage steht noch immer im Raum. *Kommst du zurück?* Sie bewegt sich von meinem Kopf in den Bauch, doch eine Antwort gibt es nirgendwo in meinem Körper. Wir schauen beide auf die Bilder; unsere Arme berühren sich fast.

Die Adomeit'schen Bilder sind statisch; alle Abgebildeten stehen sehr aufrecht und blicken direkt in die Kamera. Sie wirken ernst, stolz, würdevoll. Auf unseren Fotos ist mehr Farbe, mehr Lachen, mehr Bewegung. Sonja als dick eingemummeltes, rotbäckiges Kleinkind auf einem Schlitten, Sonja zwischen ihren Halbgeschwistern Ylvie und Arvid in der blühenden Dünenheide auf Hiddensee, Richard und die siebenjährige zahnluckige Sonja auf einem Hausboot in Brandenburg, Sonja als Baby mit Ylvie und Arvid im Planschbecken im Hinterhof, Sonja, als sie dreizehn war und sich zum ersten Mal geschminkt hatte, Sonja in einem

nachtblauen Satinkleid bei ihrer Konfirmation, Sonja und ich in Rom vor einem Bernini-Brunnen mit einer riesigen Dolce-&-Gabbana-Werbung im Hintergrund, Sonja beim Auspusten ihrer Geburtstagskerzen zu ihrem siebzehnten Geburtstag, Richard und Sonja beim Wandern im Elbsandsteingebirge, eine strahlende Sonja beim Abschlussfest der elften Klassen, Arm in Arm mit ihren Freundinnen Freya und Lotte. Das Gesicht meiner Tochter ist vollkommen offen, die Anspannung nach dem anstrengenden Schuljahr aus ihren Zügen gewichen, ihr Lachen pur, ihr Blick in die Zukunft gerichtet. Drei Wochen später war sie tot.

Ein Seufzer kommt tief aus Richards Brust; er schaut mich mit wachsamen Augen an und tritt einen Schritt zurück.

»Ich muss dir etwas sagen, Linda.«

Ich kenne diesen Satz. Jeder kennt diesen Satz. Es sind immer die gleichen Worte, nur der Name nach dem Komma ist austauschbar. Auf ihn folgt ein Bekenntnis, eine Beichte, die selten dazu führt, dass etwas weitergeht.

Was wird sie ihm erwidern?, denke ich über mich selbst. Wird Linda das Zwischenspiel überspringen und die einzigen Fragen stellen, deren Antworten sie wirklich interessieren: Ist es was Ernstes? Willst du die Scheidung?

Aber so funktioniert es nicht. Nichts kann übersprungen werden, alles muss durchlebt werden. Und darum sagt sie: »Ich höre dir zu.«

Während seiner Einleitung verbirgt sie die Ungeduld hinter fest verschränkten Händen und einem ausdruckslosen Blick. Sie würde doch verstehen müssen, dass ein Leben ohne Hoffnung und ohne Liebe schwer auszuhalten sei. Sie

nickt. Sein Leben sei freudlos, die Einsamkeit manchmal unerträglich, allein in der riesigen Wohnung. Wieder ein sanftes Nicken. Er habe sie in der Schule kennengelernt. Der Deutsch-Leistungskurs habe sie eingeladen, damit sie aus einem ihrer Bücher lese und den Schülern ein bisschen was über das Leben einer Schriftstellerin erzähle. Im Anschluss sei sie kurz im Lehrerzimmer gewesen, habe ein paar Bücher signiert, mit den Kollegen geplaudert und Kaffee getrunken, und er, ja er sei auch dabei gewesen. Er schweigt einen Moment, während sie sich ausmalt, wie zwischen ihm und der Schriftstellerin erste Blicke hin- und hergingen. Sie habe zwei Töchter, fährt er fort, die eine schon aus dem Haus, die andere bald fertig mit der Schule. Niemand solle glauben, er habe sich einfach ins Vergnügen gestürzt. Er habe noch nicht mal mit ihr geschlafen. Nein, es sei etwas anderes zwischen ihnen, ein tiefes Verständnis, die Liebe zur Kunst und etwas Hoffnungsvolles. Ja, etwas Hoffnungsvolles.

»Wie heißt sie, und wie alt ist sie?«, fragt sie nun, ehrlich neugierig, als ginge es um einen anderen Mann und eine andere Frau.

»Brida. Sie ist so alt wie du.«

»Hmm«, sagt sie, als hätten der Name und das Alter die Sache klarer gemacht. Seltsam unberührt steht sie dort, vor ihm und vor den Bildern ihrer Vergangenheit, doch dann, mit einem Schlag, kommt es bei ihr an. Sie muss sich setzen, so sehr zittern ihr die Beine.

Richard geht zum Fenster und fährt sich durch das Haar.

»Darf ich dich daran erinnern, dass du gegangen bist? Ich lebe seit zwei Jahren ohne dich!«

»Ich weiß.«

»Ich habe Sonja auch verloren.«

Er dreht sich zu ihr um. Etwas in seinem Blick ist fremd; für einen Augenblick bleibt ihr die Luft weg. Unmöglich, auch ihn zu verlieren, denkt sie. Sie weiß genau, was sie jetzt sagen sollte. Dass sie ihn liebe und brauche und zurückkommen werde. Dass es Hoffnung gibt.

»Gehen wir ein Stück?«, fragt er. »Ich könnte ein bisschen Luft und Bewegung vertragen.«

Kaja scheint ihn verstanden zu haben. Sie springt auf und wedelt mit dem Schwanz, aber Linda will nicht. Sie erträgt keine Details über Brida, die Hoffnungbringende.

»Dann fahre ich jetzt«, sagt er.

Sie nickt schwach. Sie gehen in den Flur zur Garderobe, sie nimmt den Schal und legt ihn um seinen Hals, so wie sie es oft getan hat. Eine Geste aus alten Zeiten. Er weicht ein Stück zurück und zieht die Jacke an.

»Ich begreife nicht, wie du es in diesem Haus aushältst«, sagt er.

Eine kurze, stumme Umarmung, dann steht sie in der geöffneten Tür und sieht ihm nach, bis er zum Tor raus ist.

Im Haus umfängt mich totale Stille. Eine verdächtige Stille, die mir bekannt vorkommt. Ich schließe die Augen und halte einen Augenblick inne, und dann, langsam anschwelend, beginnt das Pfeifen in meinem linken Ohr. Es schraubt sich hoch und höher und pegelt sich schließlich bei einer unangenehmen Frequenz ein. Mit dem Ton kommt der Erinnerungssprung. Wie oft noch, denke ich, wie oft muss ich es noch durchleben?

Auch an jenem Morgen der Sommerferien, als ich mit Sonja bei einem späten Frühstück am Küchentisch saß, quälte mich ein Tinnitus. Seit einigen Wochen war Sonja verliebt in Niklas, ebenfalls siebzehn Jahre alt, selbe Schule, selbe Klassenstufe, Leistungskurs Mathe/Physik. Sie plapperte über dies und das, und der Name Niklas war Bestandteil beinahe jedes einzelnen Satzes. Das Fiepen in meinem Ohr hatte schon kurz nach dem Aufstehen begonnen, und es fiel mir schwer, ihr zuzuhören. Wie auch ihre Freundinnen sprach Sonja in einer Geschwindigkeit, die es unmöglich machte, das Gesagte vollständig zu verstehen. Ein unausgesetzter Redefluss ohne Punkt und Komma. Ich schaltete eine Weile auf Durchzug, nickte hin und wieder, warf ein zustimmendes *Hmm* ein und unterbrach sie dann mit einem deutlichen Blick auf die Uhr. »Verpass den Termin bei der Frauenärztin nicht.«

Ein neuer Wortschwall ergoss sich über mich, und ich erfuhr, wie es Lotte und Freya, Lisa und Nike seit der Einnahme der Pille erging, und der Ton in meinem Ohr schwoll an, doch dann fiel dieser Satz, der den Tinnitus tatsächlich für ein paar Sekunden komplett verstummen ließ.

»Jetzt muss ich nicht als Jungfrau sterben.«

»Warum glaubst du, sterben zu müssen?«, fragte ich sofort.

Sie zuckte lächelnd die Schultern und erwiderte mit dieser für die Jugend typischen Leichtigkeit, die ihren Ursprung in der Gewissheit hat, noch unendlich viel Leben vor sich zu haben: »Man kann jeden Tag sterben, Mama.«

Ich stand auf und fing an, das Geschirr abzuräumen. Ich ging nicht darauf ein. Um den Schrecken des Gedankens

zu brechen, sagte ich lediglich: »Vergiss deine kv-Karte nicht! Und nimm eine Regenjacke mit. Es wird ein Gewitter geben.«

»Ja-ha«, rief sie genervt zurück.

Und dann starb sie doch. Als Jungfrau. Unter den Rädern eines Lkws. Siebzehn Jahre alt.

Daraus leitet sich seither alles ab. Wie ein schwarzes Loch steht es im Zentrum meines Seins und schluckt jede Zukunft, bevor sie beginnen kann.

Natürlich geschahen Dinge *danach*, doch sie waren bedeutungslos. Alles, was kam, kreiste um diesen Augenblick. Jeder Gedanke sprang darauf zurück, jedes Gefühl wurde daraus geboren. Es gab nichts, absolut nichts, was damit nicht im Zusammenhang stand. Bis heute gibt es nichts, absolut nichts, das ich losgelöst davon betrachten könnte.

Sonja habe nicht gelitten, sie sei bewusstlos gewesen und noch während der Fahrt im Rettungswagen verstorben – die Worte der Ärztin, als wir in der Notaufnahme eintrafen. Kurz vorher, als wir das Auto an der Klinik geparkt hatten, war die Sonne durchgebrochen, und dieses plötzliche Aufleuchten am wolkenverhangenen Himmel erschien mir als ein gutes Zeichen. Ich rannte vorneweg, stellte mich dem erstbesten Arzt in den Weg und fragte, wohin wir müssten, und wurde gleich darauf von einer Ärztin abgefangen. Sie fragte nach unseren Namen, vergewisserte sich, dass Sonja unsere Tochter sei, lotste uns in ein Sprechzimmer, bot uns zwei Stühle an und schloss leise die Tür. Ihr Gesichtsausdruck verhieß nichts Gutes, und sie ließ uns keine weitere Sekunde im Ungewissen.

»Es tut mir sehr leid, aber ich muss Ihnen mitteilen, dass Ihre Tochter den Unfall nicht überlebt hat.«

Richard sprang von seinem Stuhl auf, ich sagte laut: »Nein, das kann nicht sein.« Dann fragte ich: »Wo ist sie?«, und suchte Richards Blick. Doch in seinen Augen stand das blanke Entsetzen, und in diesem Moment begriff ich, dass unser Leben, so wie wir es kannten, hiermit beendet war. Die Wahrnehmung änderte sich schlagartig. Der vor Erschütterung erstarrte Mann sah zwar aus wie Richard, doch der Richard unseres alten Lebens hatte den Raum bereits verlassen. Alle Gegenstände, das Licht, die Luft, die sich bahnbrechende Sonne, die ihre Strahlen bis auf den Schreibtisch der Ärztin schickte, sahen zwar aus wie die Dinge, die sie einmal gewesen sind, aber sie gehörten einem neuen Universum an. Dort gab es alles, was es auch in dem alten gegeben hatte, nur ohne Glück und ohne Leichtigkeit.

»Wo ist sie?«, fragte ich noch einmal, doch in Wahrheit schrie ich die Worte, ich stand auf und brüllte: »Wo ist Sonja? Ich will sie sehen!«

Der ruhige, feste Blick der Ärztin lag nun auf mir. Sie schien ihre Antwort abzuwägen, dann sagte sie: »Ich bringe Sie gleich zu Ihrer Tochter. Vorher möchte ich Ihnen nur kurz erklären, wie es jetzt weitergeht.«

»Stopp!«, schrie ich. »Stopp! Stopp! Stopp! Nichts geht weiter! Nicht ohne Sonja!«

Richard nahm mich so fest in die Arme, dass ich nach Atem rang. Er presste mich zusammen, bis ich mich abstieß und nach Luft schnappte, und dann setzten wir uns wieder und hörten zu.

Eine lange Nacht ohne Tabletten liegt hinter mir. Acht Stunden Herzrasen, Schwitzen und Kreisen um Gedanken, bis sie monströs wurden. Jeder Gedanke wird bedrohlich in den Stunden zwischen Mitternacht und Morgengrauen. Ich wollte es so. Ich wollte den Kelch bis zur Neige leeren. Die Tabletten lagen in Reichweite, ich hätte sie nur nehmen müssen. Stattdessen stellte ich mir Richard und die Schriftstellerin vor, ihre nackten Körper in unserem Bett, ein gemeinsames Frühstück an unserem Küchentisch, Bidas Gang durch unsere Wohnung, ihr Abschreiten des Korridors mit all den Kunstwerken, die wir im Laufe der Jahre zusammengetragen haben, ihr heimlicher Blick in Sonjas leeres Zimmer. Ich sah Richard nackt aus dem Schlafzimmer kommen, mit dem zufriedenen Ausdruck eines Mannes im Gesicht, der endlich wieder begehrt wird.

In der Morgendämmerung muss ich kurz eingenickt sein. Ich träumte abstruse Bilder von Richard und Sonja, und als ich langsam wieder aus den Tiefen des Unterbewusstseins emporkam, hatte ich eine Vision. Das zweite Kind, jenes nie geborene, kam an mein Bett und legte seine Hand auf meinen Kopf. Ich schloss die Augen und hoffte, es würde verschwinden. Doch seine große, schlanke, durchscheinende Gestalt rückte noch näher heran.

»Warum bist du nicht auf die Welt gekommen?«, flüsterte ich, und es antwortete: »Du weißt, warum.«

Als ich aufstehe, weiß ich, dass dieser Tag verloren ist. Meine Glieder schmerzen, und jeder Gedanke führt in die Finsternis. Ich schleppe mich ins Bad, ziehe mich an, kümmere mich um die Hühner, fülle Kajas Napf mit Futter, koche Tee und nehme ihn mit ins Schlafzimmer, wo ich die Vorhänge zuziehe und mich wieder unter die Decke verkrieche. Ich will die Gedanken ausschalten und ins Nichts sinken, doch die Erinnerung springt zurück auf den Anfang, und die merkwürdige Hoffnung, nachträglich einzugreifen und die Geschehnisse in eine andere Richtung zu lenken, lässt mich alle meine Möglichkeiten noch einmal durchleben.

Es war Ende April gewesen, beim Frühjahrsrundgang der Galerien in der Alten Baumwollspinnerei. Richard war mit seinen Kindern dort. Ylvie und Arvid tobten mit anderen Kindern über das riesige Gelände, während ihr Vater unter einem Sonnenschirm auf einer Bierbank saß und Weißwein trank. Er unterhielt sich mit einem anderen Mann. Wir saßen uns gegenüber, ich war mit einer Freundin da, Freie Kuratorin so wie ich. Für Ende April war es ungewöhnlich warm, ich hatte mich aufgebrezelt und trug ein weit ausgeschnittenes dunkelgrünes Seidenkleid, Rubinohrringe und passenden Lippenstift. Ich spürte die Blicke der Männer gegenüber und lächelte sie beide an. Arvid, dessen Namen ich noch nicht kannte, kam angerannt und sprang seinem Vater auf den Rücken. Richard griff sich den Jungen, zog ihn auf seinen Schoß und drückte ihn fest an sich.

»Die Guten sind immer schon vergeben«, flüsterte meine Freundin.

Wir kamen mit Richard und Hauke ins Gespräch – ein tiefes, ernstes Gespräch, kein Smalltalk, wie er auf solchen Veranstaltungen üblich ist. Wir redeten über Männer und Frauen, über Beziehungen, über Liebe und was sie aushalten kann. Als es darum ging, was Männlichkeit sei, fragte Richard meine Freundin und mich, was uns dazu einfiel.

»Schutz!«, riefen wir wie aus einem Mund und sahen uns erschrocken an.

»Handlungsfähigkeit«, sagte Richard.

»Tatkraft«, fügte Hauke hinzu.

»O Gott, in welchem Jahrhundert sind wir denn hier!«, rief meine Begleiterin und stellte ketzerisch die Gegenfrage.

»Kommunikation!«, rief ich als Erste. »Multitasking«, sagte Hauke. Meine Freundin entschied sich für »Schönheit«, sichtbar unzufrieden darüber, dass ihr zu *Weiblichkeit* nichts Besseres eingefallen war. Nur Richard schwieg. Hauke legte ihm kurz die Hand auf die Schulter, doch das Gespräch kam nicht mehr in Gang. Die Stimmung war gekippt, und meine Freundin und ich zogen weiter.

Einige Wochen später sah ich ihn wieder, bei einer Finis-sage, dieses Mal ohne seine Kinder. Er legte den Kopf leicht schief, als er mich sah, und als er sich sicher war, mich richtig erkannt zu haben, grüßte er freudig und kam auf mich zu.

Seine Aufmerksamkeit lag ganz bei mir. Sein Blick glitt beim Reden nirgendwohin, tastete keine anderen Frauen ab, er sah nur mich, und ich dachte: Von diesem Mann will ich Kinder. Ich dachte nicht: *ein* Kind. Es war von Anfang an der Plural.

Wir füllten unsere Gläser und traten hinaus in eine kalte, sternenklare Frühlingsnacht. Richard rauchte, und ich zog ein paarmal an seiner selbst gedrehten Zigarette. Ohne Umschweife fragte ich ihn, warum ihm letztens, beim Galerie-rundgang, zum Stichwort Weiblichkeit nichts eingefallen war. Er schaute mich prüfend an.

»Mir ist einiges dazu eingefallen, aber nichts davon hätte ich mit zwei fremden Frauen besprechen wollen.«

Bevor ich weiterforschen konnte, schlug er vor, den Ort zu wechseln. Wir radelten ins *Besser Leben*, bestellten zwei kleine Bier, und dann erzählte er mir von Marianna. Die Trennung von ihr lag etwa ein Jahr zurück. Sie kannten sich seit der Hochschule, hatten beide einen Abschluss im Studiengang Malerei und gehörten jener Generation junger Maler an, von der einige unter dem Label *Neue Leipziger Schule* weltweite Erfolge feierten. Richard und Marianna dagegen hatten Kinder bekommen und die großen Träume in die kleinen Schubladen des Alltags gepackt. Brotjobs, schlaflose Nächte, mühsame Einigungen darüber, wer wann wie viel Zeit für seine Kunst bekommt.

»Sie wollte die Kinder haben, aber sich nicht um sie kümmern«, sagte Richard leise.

Und dann, eines Tages während eines Streits, von dem er später nicht mehr hätte sagen können, wie er begonnen hat, schlug sie ihn. Er wich ihrem Schlag nicht aus, weil er bis zum Aufprall ihrer Hand in seinem Gesicht nicht geglaubt hatte, dass es wirklich geschah. Doch es geschah. Und es passierte noch einmal, und beim dritten Mal wusste er, dass er beim nächsten Mal zurückschlagen würde. Er verließ Marianna noch am selben Tag.

»Vielleicht verstehst du jetzt, warum ich beim Stichwort ›Weiblichkeit‹ keine schnelle Antwort hatte.« Er lächelte. Sein Bier stand unangetastet vor ihm, die Blume war längst verschwunden. »Sie hasst mich«, fügte er hinzu, »weil ich nicht zurückgeschlagen habe.«

Aber ich liebte ihn dafür. Noch in jenem Augenblick im *Besser Leben*, als er endlich einen Schluck von seinem Bier nahm und mich skeptisch ansah, liebte ich ihn für seine Beherrschung, die nichts mit Angst zu tun gehabt hatte, sondern mit dem Willen, eine Grenze zu wahren, deren Überschreitung nur im äußersten Notfall zu rechtfertigen ist. Dass er sich durchaus wehren konnte, erlebte ich Jahre später bei einem Waldspaziergang, als ein großer Hund aggressiv bellend auf Sonja zusprang. Blitzschnell griff Richard nach einem Stock, holte aus und traf den Hund mit voller Wucht, bevor er unser Kind verletzen konnte. Der Hundebesitzer schrie uns an, ob wir verrückt geworden seien, aber Richard antwortete ruhig, er solle seinen schlecht erzogenen Köter an die Leine nehmen.

Nach dem Abend im *Besser Leben* besuchte ich ihn häufig im Atelier. Meistens lief Rammstein, doch Richards Bilder hatten nichts mit der brachialen Sprache der Band zu tun. Seine Kunst war zurückhaltend und verhandelte die Frage, was Männlichkeit in der modernen westlichen Welt noch bedeutet. Die Gewalterfahrung mit Marianna hatte das Thema gesetzt; auf der Leinwand verarbeitete er seinen Schmerz, die Wut, die Fassungslosigkeit. Seine Figuren standen einsam und gebeugt in dünnen Wäldern, saßen auf Felsen oder spähten aus winzigen Dachbodenfenstern in verwilderte Gärten hinaus, in denen rankende Pflanzen sich

bei genauerem Hinsehen als Umrisse tanzender Frauenkörper herausstellten. Ein üppiger weiblicher Akt mit einem kantigen, fast männlichen Gesicht war eines seiner stärksten Werke. Entgegen dem ganzen feministischen Getöse entwickelte sich die Gesellschaft für sein Empfinden keineswegs in eine weibliche Richtung, sondern werde auf ungesunde Weise männlicher, da die Frauen männliche Eigenarten nachahmten, anstatt ihr Weibliches dem Männlichen selbstbewusst entgegenzustellen. Damit begann ein Gespräch, das bis zum Todestag unserer Tochter nicht mehr abbriss. Ich war angekommen, ich war zu Hause. Doch dieser Hafen war schon einmal angesteuert worden, von einer Frau, deren Name in der lokalen Kunstszene bekannt und deren Attraktivität unbestreitbar außergewöhnlich war, und zwei Kinder waren aus dieser Verbindung hervorgegangen, und fast alle Probleme, die für mich kommen würden, leiteten sich aus der simplen Tatsache ab, die Zweite zu sein.

Das Muttersein übte ich, bevor ich ein eigenes Kind hatte. Ylvie und Arvid kamen alle zwei Wochen am Donnerstagnachmittag zu ihrem Vater und blieben bis Dienstag. Manchmal brachte Marianna uns die Kinder auch ungeplant, einer spontanen Laune folgend, die Richard zu meinem Ärger stets hinnahm. Er liebte die Kinder, die zusätzliche Zeit mit ihnen war ein Geschenk. Der Ablauf jener Tage war fast immer der gleiche: Marianna knallte uns auf dem Bürgersteig vorm Haus die Taschen der Kinder vor die Füße, gab harsch ein paar Anweisungen und rauschte ohne Verabschiedung ab. Ylvie rannte in den Hausdurchgang, wo sie sich entweder mit theatralischer Geste auf den Boden warf oder mit dem Gesicht zur Wand stellte. Arvid

stand mit Grabesmiene vor uns und warf mir anklagende Blicke zu. Hatten wir es bis in die Wohnung geschafft, forderten die beiden Richards geistige und körperliche Aufmerksamkeit ein. Wenn Richard seinen Arm um mich legte, schoss eines der Kinder sofort dazwischen und warf sich an ihn. Ich wehrte mich gegen die Abneigung, die ich gegen sie empfand, spielte mit ihnen, kochte ihr Lieblingsessen, heuchelte Freude bei ihrer Ankunft und Trauer bei jedem Abschied.

Selbst nachts gaben sie keine Ruhe. Sie quetschten sich zwischen uns, schoben mich beiseite und lagen dann links und rechts an Richard geschmiegt, während ich am äußersten Bettrand versuchte, jede Berührung mit ihnen zu vermeiden. Wenn Richard über eines der Kinder hinweg nach mir griff, um die gestörte Verbindung zwischen uns wiederherzustellen, tat ich, als schlief ich.

Ich wünschte, ich hätte diese wachen, schönen, starken Kinder lieben können, doch ich ertrug sie nur schwer. An manchen Tagen störte mich alles an ihnen – wie sie aßen, sprachen, herumtobten, wie sie rochen, wie sie vergaßen, die Klospülung zu betätigen, wie selbstverständlich sie Richards Körper in Beschlag nahmen, auf ihm herumkletterten, sich an seine Arme und Beine hängten. Ich musste wegschauen, ich hielt es kaum aus.

So schnell wie möglich wollte ich eigene Kinder. Auch Richard gegenüber sprach ich stets im Plural.

»Fangen wir erst mal mit einem an«, sagte er dann sanft, doch das zweite schien mir in seinen Worten immer schon mitgedacht.

Während meiner Schwangerschaft fand ich vorüberge-

hend Gefallen an dem Gedanken, dass meine Kinder schon zwei ältere Geschwister haben würden, und gab mir mehr denn je Mühe, die Bindung zu Ylvie und Arvid zu stärken. Ich ließ sie ihre Hände auf meinen Bauch legen, um die Bewegungen des Babys zu spüren, und fragte sie, was sie fühlten, wenn sie an das Baby dachten.

»Liebe«, sagte Ylvie.

»Weiß nicht«, antwortete Arvid.

Aber sobald Sonja auf der Welt war, erlosch mein Interesse an Ylvie und Arvid beinahe gänzlich. Sie waren ein im Vierzehn-Tage-Rhythmus zu ertragendes notwendiges Übel, und es kostete mich meine ganze Kraft, es sie nicht spüren zu lassen. Nur der Ernstfall bringt das Wahre im Menschen zum Vorschein, und ich hoffte stets, nicht in eine Situation zu geraten, in der sich zeigen würde, wie ich wirklich zu ihnen stand.

Während Sonjas erstem Lebensjahr geriet Richard in eine Krise. Er kam kaum noch zum Malen und verlor in seinem perfektionistischen Anspruch, uns allen gerecht zu werden, immer öfter die Geduld. Er fluchte, wenn etwas runterfiel, schnauzte die Kinder an, wenn sie auf sein Rufen hin nicht augenblicklich erschienen, stöhnte genervt, wenn ich ihm beim Verlassen der Wohnung noch eine Einkaufsliste in die Hand drückte. Das alles hielt mich nicht davon ab, ihn an das zweite Kind zu erinnern, dessen baldige Nachfolge für mich feststand.

Aber auch ich war während der ersten Monate mit dem Baby nicht halb so glücklich, wie ich es mir vorgestellt hatte. Alles, was ich mit Sonja zum ersten Mal erlebte, hatte

Richard mit Ylvie und Arvid schon hinter sich – das erste Lächeln, das Greifen, das Sichumdrehen, dann das Zahnen und die erste feste Nahrung, das Sitzen und Krabbeln. Seine Erstgeborenen hatten sein Staunen bereits aufgebraucht, seine Neugier gestillt. Sie hatten die Reihenfolge festgelegt, in der ich immer die zweite Frau und Sonja immer das dritte Kind sein würde, obwohl für mich sowohl er als auch Sonja stets die erste Stelle einnehmen würden. Dies war unumstößlich und jeder Kampf dagegen aussichtslos.

Zu Richards Gereiztheit und meiner Ruhelosigkeit kamen Auffälligkeiten bei Ylvie und Arvid. Sie waren anmaßend, laut, launisch. Bei ihrer Mutter gab es keine verlässlichen Regeln, sie hatte wechselnde Liebhaber, ließ die Kinder von viel zu jungen Babysittern betreuen, verschuselte Termine und hatte ein Alkoholproblem. Es gab kaum einen Tag ohne neues Drama, und dennoch wollte ich so schnell wie möglich wieder schwanger werden. Richard fand es verrückt. Es überfordere uns, räumlich, psychisch, physisch, materiell. Mein zweites Kind sei sein viertes Kind, ob mir das klar sei. Mit einem vierten Kind könne er die Malerei ein für alle Mal vergessen. Er habe schon jetzt kaum mehr Zeit dafür. Unsere Wohnung sei zu klein, Mariannas Verhalten unvorhersehbar, nein, es ginge nicht, es ginge auf keinen Fall.

Aber mein Wunsch war stärker als alle Bedenken. Er kam aus der Tiefe meiner Seele und fegte jedes Argument vom Tisch. Noch am Tag von Sonjas Geburt, als ich glücklich und erschöpft im Bett des Elisabeth-Krankenhauses meine Tochter zum ersten Mal stillte, dachte ich an das zweite Kind, und viele Jahre später, nach Sonjas Tod, ver-

band sich die alte Ahnung mit der neuen Wirklichkeit und ergab endlich Sinn.

Aber das Rückwärtsinterpretieren nützt dem Vorwärtsgen nichts, weder damals noch heute, und damals hatte ich keine Erklärung für die brennende Sehnsucht in mir. Ich tat alles, um das Fundament von Richards Widerstand auszuhöhlen und zum Einsturz zu bringen, insistierte, forderte, bettelte, piffte auf meine Würde, doch das Einzige, was ich erreichte, war, dass Richard nicht mehr mit mir schlief. Er zog sich mehr und mehr in sich selbst zurück und schien in manchen Momenten beinahe Angst vor mir zu haben. Mein *brachialer Wille* sei fast so gewalttätig, wie Mariannas Schläge es gewesen seien. Es war das Furchtbarste und gleichsam das Wirksamste, was er mir vorwerfen konnte.

Ich gab einstweilen auf und kehrte nach neun Monaten vorzeitig ins Museum zurück. Meine Schwangerschaftsvertretung war erkrankt, und man war froh über meine scheinbare Flexibilität, die nichts anderes war als eine Flucht. Richard blieb noch drei Monate mit Sonja zu Hause und begleitete anschließend die Eingewöhnung in der Kita. Er hatte diese Rolle mit Ylvie und Arvid eingeübt und nahm sie – im Glauben, mich damit zufriedengestellt zu haben – widerspruchlos an.

Wenige Wochen nach meinem Wiedereinstieg in den Job, mitten in den Vorbereitungen für die Retrospektive eines kürzlich verstorbenen bedeutenden Künstlers der Stadt, konfrontierte ich ihn erneut. Um die Ausleihe der landesweit verteilten Werke des Malers zu organisieren, machte ich Überstunden und kam oft spät, und an einem dieser Abende sagte ich Richard, mein größter Wunsch sei nach

wie vor ein zweites Kind. Ich saß in der Küche, er stand mit der Zahnbürste in der Tür. Er schaute mich an, als habe ich den Verstand verloren. Dann ging er zum Waschbecken, nahm die Zahnbürste aus dem Mund, spuckte aus und sagte schlicht: »Nein.«

Eine Zeit lang stürzte ich mich wieder auf seine Erstgeborenen, versuchte, ihnen eine gute Stiefmutter zu sein. Obwohl ich Gesellschaftsspiele hasste, täuschte ich Ylvie und Arvid ganze Abende lang meine Begeisterung für Malfiz, Monopoly oder Uno vor in der Hoffnung, Richards Abwehr durch den Beweis meiner perfekten Mutterschaft zu zersetzen. Doch er blieb bei seinem Nein.

Noch lange schaute ich jeder Mutter hinterher, die mit mehr als einem Kind unterwegs war, und der Neid durchfuhr mich wie ein Stoß.

Sonja lernte laufen, sprechen, malen und zählen, und in mir wurde es ruhiger. Nachdem Richard mir das Versprechen abgerungen hatte, sein Vertrauen nicht zu missbrauchen, schliefen wir wieder häufig miteinander. Er kannte Fälle von *abgeluchsten Kindern* und fand ein solches Verhalten unverzeihlich. Er hatte mich durchschaut.

Unser Leben ordnete sich. Drei Vormittage der Woche verbrachte Richard im Atelier und malte, in der übrigen Zeit arbeitete er im Geschäft seines Freundes Hauke, der Grafiken restaurierte und maßangefertigte Bilderrahmen anbot und Richard nicht nur einen fairen Lohn zahlte, sondern ihn bei größeren, lukrativen Aufträgen sogar am Gewinn beteiligte. Als Sonja drei Jahre alt war, wechselte ich in einen wesentlich besser dotierten Job und betreute fortan die umfangreiche Kunstsammlung einer Bankstiftung. Es

ging uns gut. Wir waren gesund, privilegiert, führten ein Leben in Sicherheit und Wohlstand. Während sich um uns herum viele Paare trennten und neue, komplizierte Patchworkfamilien entstanden, kauften wir eine Wohnung. Drei Viertel der Summe erbrachten wir im Eigenanteil, für den Rest nahmen wir einen Kredit auf. Richards Eltern gaben ihm ein zinsloses Darlehen, und mein Stiefvater zahlte mir und meinen Halbbrüdern einen Teil unseres Erbes aus. Die Leitungsposition in der Stiftung war eine abwechslungsreiche Aufgabe. Das jährliche Ankaufsbudget, über das ich verfügte, lag im sechsstelligen Bereich, und statt mich – wie in späteren Jahren – mit Archivierung, Datenbankpflege, Inventur und der Vermietung von Stiftungsräumen zu befassen, reiste ich zu Messen, besuchte Ateliers, Ausstellungseröffnungen, Versteigerungen und sichtete diverse Nachlässe lokaler Künstler. Damals konnten wir uns nicht vorstellen, dass die Niedrigzinspolitik bald zu einem Nullbudget führen würde und ich die Arbeit des Assistenten, den ich in Vollzeit beschäftigen durfte und der mir einen Großteil der lästigen Bürokratie abnahm, wieder selbst würde erledigen müssen. Beruflich war es die beste Zeit meines Lebens; die Arbeit fühlte sich nicht wie Arbeit an, sondern wie ein großzügig honoriertes Hobby. Ich tat, was mir Freude bereitete, mein Mann tat, was ihm Freude bereitete, wir hatten eine wunderbare Tochter.

Nur selten brach der alte Schmerz hervor. Während des jährlichen Sommerurlaubs auf Hiddensee, umgeben von all den glücklichen Sommergesichtern und unbeschwerter Nacktheit in den Dünen zwischen Kloster, Vitte und Neuendorf, wenn eine fremde Frau, die sich nebenan sonnte, zu

uns herübersah und sagte: »Drei so schöne Kinder, und Sie sehen noch so jung aus.« Ein besorgter Blick von Richard, ein ernster Ausdruck in Arvids Augen. »Das ist nicht meine Mama.« Richard, der den Blick abwandte, Ylvie, die mir prüfend ins Gesicht sah, und meine freundliche, unnötige Erklärung: »Nur die Kleine ist meine Tochter.« Dann ein abruptes Aufstehen, ein hastiger Barfußspaziergang am Strand, im gleißenden Licht die Erregung wegatmend, und schließlich ein Sprung in die kalte Ostsee. Untertauchen. Das fast schmerzhaft Kribbeln spüren. Ein stummer Schrei unter Wasser. Die heilsame Wirkung von Kälte erfuhr ich dort zum ersten Mal.

Sonja wurde vier, fünf und sechs Jahre alt. Sie konnte ihren Namen schreiben, Fahrrad fahren, bis zwanzig addieren, ein perfektes Rad schlagen, besser Ski fahren als wir alle und Überschläge auf dem Trampolin, sie zeigte jedem ihren Quer- und Längsspagat, war freundlich und hilfsbereit und nach Einschätzung beider Großelternpaare das, was man ein *pflegeleichtes Kind* nannte. Keine Verhaltensauffälligkeiten, keine ernsten Krankheiten, gute Ergebnisse beim Schuleignungstest.

Wir waren eine glückliche Familie.

In dieses Glück hinein krachten Richards Worte an einem Sommertag am Kulkwitzer See, kurz vor Sonjas Einschulung. Während Sonja mit ihren Schleich-Tieren im flachen Uferwasser spielte und den Tauchschülern hinterhersah, die nacheinander in der Tiefe des Sees verschwanden, setzte sich Richard plötzlich auf, schob seinen Panamahut ein Stück nach oben und fragte: »Willst du immer noch ein zweites Kind?«

Ich starrte ihn an. Kurz glaubte ich, mich verhört zu haben.

»Ein zweites *Kind*«, echote ich, und das Wort klang aus meinem Mund so fremd, als hätte ich Katze oder Hund gesagt.

Aus Richards Gesicht war die schelmische Freude bereits gewichen. »Ja, ein *Kind*«, wiederholte er leiser.

Ich konnte nicht glauben, was er sagte. Ich hatte Jahre gebraucht, um mich damit abzufinden, dass Sonja mein einziges Kind bleiben würde, und jetzt, ganz nebenbei, öffnete er die verschlossene Tür, zu der nur er den Schlüssel hatte. Er zeigte auf Sonja, die nach dem Abgang der Taucher wieder in ihr Spiel versunken war.

»Von der Sorte könnten wir auch noch eins großziehen.«

»Von der Sorte?«

»Sie ist so unkompliziert. Ganz anders, als Ylvie und Arvid in dem Alter waren.«

Mir verschlug es die Sprache. Als hätte es all das Ringen, die endlosen Diskussionen, die schlaflosen Nächte, das Misstrauen, die Streite und die Tränen nie gegeben.

»Wir reden ein andermal darüber«, sagte er. »Ich wusste nicht, dass es dich so aufwühlen würde. Ich dachte, du freust dich.«

In diesem Moment hasste ich ihn. Am Morgen waren wir noch glücklich gewesen. Er musste geglaubt haben, das Glück noch steigern zu können. Stattdessen hatte er es zerstört. Er hatte uns aus dem Takt gebracht, unseren harmonischen Tanz jäh unterbrochen.

Die Wut sammelte sich heiß in meinem Bauch und erzeugte einen Druck, der sich noch an Ort und Stelle ent-

laden hätte, wären da nicht die anderen Badegäste gewesen und unsere friedlich spielende Tochter, die nun mit ihrem untrüglichen Gespür für Stimmungsveränderungen aufmerksam zu uns herübersah. Ich packte hastig unsere Sachen zusammen, während ich Richard Sätze hinzischte, die ich am liebsten geschrien hätte.

»Das kommt um JAHRE zu spät ... Dieses Kind würde wie ein Einzelkind aufwachsen ... Sonja kommt in die Schule ... Ylvie und Arvid werden langsam erwachsen ... warum jetzt ... Es würde ALLES durcheinanderbringen.«

Den ganzen Rückweg radelte ich in einem so großen Abstand vor Richard und Sonja her, dass eine Unterhaltung unmöglich war. Den Rest dieses brütend heißen Tages verbrachten wir in der Wohnung, wo wir uns aus dem Weg gingen und nur mit Sonja sprachen. Erst als Sonja vom Balkon aus zwei Mädchen aus der Nachbarschaft entdeckte und kurz darauf im Labyrinth der von Hecken und Bäumen abgegrenzten Innenhöfe verschwand, kam Richard auf das Thema zurück. Es sei nicht so, dass er den Drang nach einem Kind verspüre, er habe dabei eher an mich gedacht. Ginge es nach ihm, sei alles gut, geradezu perfekt.

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Wir waren immer noch dieselbe Familie, die am Vormittag fröhlich zum See geradelt war, doch nun war alles in ein anderes Licht getaucht.

Wochenlang bewegte ich die Für und Wider in mir und kam zu keinem Entschluss. Wir kannten viele Familien mit nur einem Kind, und alle schienen sie gut zurechtzukommen. Keines dieser Elternpaare schien es zu bedauern, dass kein